



Rumpelstilzchen-Literaturprojekt

Michael Hellwig

rumpelstilzchen.enger@t-online.de

aufbrueche@t-online.de

rumpelstilzchen-literaturprojekt.de

„Zeitgrenzen aufbrechen‘ – Literatur im Dialog mit Literatur“ Ein Projekt im Rahmen des literaturland-westfalen-Festivals „aufbrüche“ und des von der LWL-Kulturstiftung initiierten Programms „1250 Jahre Westfalen“, März bis Mai 2025

mit den Kooperationspartner/inne/n

Universitätsarchiv Paderborn (Nachlass Jenny Aloni)

Annette von Droste-Gesellschaft

Grabbe-Gesellschaft

Peter-Hille-Gesellschaft

Jung-Stilling-Gesellschaft

Friedrich-Wilhelm-Weber-Gesellschaft

Literaturkommission für Westfalen

Das Rumpelstilzchen-Literaturprojekt lädt zu einem literarischen Dialog mit älteren westfälischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern ein.

Lassen Sie sich von den hier vorgelegten Gedichten, Kurzprosatexten und Bühnenmonologen von Jenny Aloni (1917 – 1993), Theodor Althaus (1822 – 1852), Mathilde Franziska Anneke (1817 – 1884), Annette von Droste Hülshoff (1797 – 1848), Ferdinand Freiligrath (1810 – 1876), Christian Dietrich Grabbe (1801 – 1836), Heinrich Hart (1855 – 1906), Julius Hart (1859 – 1930), Peter Hille (1854 – 1904), Elise von Hohenhausen (1789 – 1857), Johann Heinrich Jung-Stilling (1740 – 1817), Maria Lenzen (1814 – 1882), Georg Weerth (1822 – 1856) und Friedrich Wilhelm Weber (1813 – 1894), die sich am Festivaltitel „aufbrüche“ orientieren, zu eigenen „Antworten“ anregen.

Unter der E-Mail-Adresse aufbrueche@t-online.de und mit dem Betreff „aufbrüche 2025“ können Sie Ihre Texte als E-Mail-Anhang (docx-, txt- oder odt-Datei) bis zum 31. Oktober 2024 bei dem Koordinator des Rumpelstilzchen-Literaturprojekts, Michael Hellwig, einreichen. Notwendig ist eine eindeutige Zuordnung der einzelnen Beiträge zu den jeweiligen „Vorlagen“. Ohne diese ist eine Berücksichtigung ausgeschlossen. Es dürfen mehrere Beiträge eingereicht werden. Prosatexte dürfen jeweils den Umfang von 5.000 Zeichen (inklusive Leerzeichen) nicht überschreiten. Falls die Beiträge im Original nicht auf Deutsch geschrieben wurden, muss eine deutsche Übersetzung mit eingeschickt werden.

Außerdem benötigt werden Kurzbiographien und Adressen, an die gegebenenfalls die Gratis-Belegexemplare versendet werden können. Über je ein Gratisexemplar hinaus (Mehr können wir uns als „Honorar“ nicht leisten.) können alle an der Anthologie beteiligten Autor/inn/en weitere Exemplare zu einem reduzierten Preis bestellen.

Ein Buch kann nur herausgegeben werden, wenn genug geeignete Texte eingereicht werden.

Durch die Beteiligung an dem Projekt entsteht kein Anspruch auf Aufnahme eines Textes in das Buch. Die Entscheidung trifft der Herausgeber.
Die Beteiligung ist nicht vom Geburts- oder Wohnort in Westfalen abhängig, sondern für alle interessierten Autorinnen und Autoren offen.
Geplant sind außer dem Druck der Anthologie (mit ISBN) Buchpräsentationen mit Lesungen in Enger, Bad Driburg-Alhausen, Detmold, Münster, Nieheim, Oelde-Stromberg, Paderborn und Siegen. Details (Termine, Orte, ...) hierzu stehen noch nicht fest und können voraussichtlich erst genannt werden, wenn das Buch druckfertig ist.

Das Projekt wird im Rahmen des Programms „1250 Jahre Westfalen“ durch die Kulturstiftung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe gefördert.

Inhalt

Kurzbiographien

Johann Heinrich Jung-Stilling: Henrich Stillings Wanderschaft [Auszug 1]

Johann Heinrich Jung-Stilling: Henrich Stillings Wanderschaft [Auszug 2]

Elise von Hohenhausen: Herbstlied

Elise von Hohenhausen: Jugendfleiß

Annette von Droste Hülshoff: Im Grase

Annette von Droste Hülshoff: Unruhe

Christian Dietrich Grabbe: Don Juan und Faust [Auszug]

Christian Dietrich Grabbe: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung [Auszug]

Ferdinand Freiligrath: O lieb', solange' du lieben kannst!

Ferdinand Freiligrath: Trotz alledem!

Friedrich Wilhelm Weber: Dreizehnlinden [Auszug]: I. Aus dem Nethegau

Friedrich Wilhelm Weber: Hirtenfeuer

Maria Lenzen: Frühlingsnahen

Maria Lenzen: Gebrochene Fesseln

Mathilde Franziska Anneke: Ausias March (1. Gesang, Str. 1 u. 2)

Mathilde Franziska Anneke: Vor Marseille II

Georg Weerth: Das Hungerlied

Georg Weerth: Der Kanonengießer

Theodor Althaus: Ein Paradies im Sturm

Theodor Althaus: Vom Meere, 1. Gruß

Peter Hille: Höhenstrolch

Peter Hille: Die Liebe zu Rade

Heinrich Hart: Weltpfingsten

Heinrich Hart: An das 20. Jahrhundert

Julius Hart: „Ein neuer Frühling geht durch alle Lande“

Julius Hart: Champagnertropfen

Jenny Aloni: Nach der Ankunft in Israel

Jenny Aloni: Stadt der Kindheit

Kurzbiographien

Ausführlichere Informationen über die hier mit Kurzbiographien vorgestellten Schriftsteller/innen finden sich unter anderem im »Lexikon westfälischer Autorinnen und Autoren«: www.lexikon-westfaelischer-autorinnen-und-autoren.de.

Jenny Aloni, geboren am 7. September 1917 in Paderborn, gestorben am 30. September 1993 in Ganei Yehuda (Israel). Ende 1939 Emigration nach Palästina. Erste Erfolge als Schriftstellerin in den 1960er-Jahren. Sie gilt in Deutschland als bedeutsame Stimme Israels. Später gerät sie weitgehend in Vergessenheit. „Wiederentdeckung“ in den 1980er-Jahren.

Theodor Althaus, geboren am 26. Oktober 1822 in Detmold, gestorben am 2. April 1852 in Gotha. Althaus war Theologe vor allem aber als Journalist tätig. Er vertrat radikal liberale Positionen, was ihm auch eine Gefängnisstrafe einbrachte.

Mathilde Franziska Anneke, geboren am 3. April 1817 in Oberlevrighausen (heute Stadtteil von Sprockhövel), gestorben am 25. November 1884 in Milwaukee/USA. Anneke war nicht nur als Schriftstellerin, sondern auch als Zeitungsründerin Herausgeberin tätig. Sie war stark politisch engagiert, weshalb sie zunächst 1849 in die Schweiz fliehen musste und später in die USA auswanderte, wo sie sich jahrzehntelang in der Frauenbewegung engagierte. Anneke publizierte teilweise auch unter dem Namen Mathilde von Tabouillot geb. Giesler. (Alfred von Tabouillot war ihr erster Ehemann.)

Annette von Droste-Hülshoff, geboren am 12. Januar 1797 auf Bürg Hülshoff bei Münster, gestorben am 24. Mai 1848 in Meersburg. Droste-Hülshoff begann schon als Kind, Gedichte zu schreiben. Außer als Schriftstellerin war sie auch als Übersetzerin und Komponistin tätig.

Ferdinand Freiligrath, geboren am 17. Juni 1810 in Detmold, gestorben am 18. März 1876 in Stuttgart. Freiligrath veröffentlichte erste Gedichte schon als Jugendlicher, arbeitet zunächst aber als Kaufmann. 1848/49 war er Redakteur der von Karl Marx herausgegebenen „Neuen Rheinischen Zeitung“. Sein politisches Engagement für demokratische Reformen zwang ihn mehrfach dazu, Deutschland zu verlassen.

Christian Dietrich Grabbe, geboren am 11. Dezember 1801 in Detmold, gestorben am 12. September 1836 in Detmold. Grabbes dramatisches Werk, zu seinen Lebzeiten kaum aufgeführt, hatte merklichen Einfluss auf die Theaterentwicklung des 20. Jahrhunderts, z.B. auf Bertolt Brecht.

Heinrich Hart, geboren am 30. Dezember 1855 in Wesel, gestorben am 11. Juni 1906 in Tecklenburg; aufgewachsen in Münster. Hart war auch als Journalist tätig. Gemeinsam mit seinem Bruder Julius, mit dem zusammen er diverse literarische Projekte realisierte, und Peter Hille war er einer der frühesten Vertreter des Naturalismus.

Julius Hart, geboren am 9. April 1859 in Münster, gestorben am 7. Juli 1930 in Berlin. Hart war auch als Journalist tätig. Gemeinsam mit seinem Bruder Heinrich, mit dem zusammen er diverse literarische Projekte realisierte, und Peter Hille war er einer der frühesten Vertreter des Naturalismus.

Peter Hille, geboren am 11. September 1854 in Erwitzen bei Nieheim, gestorben am 7. Mai 1904 in Berlin. Hille versuchte sich auch als Verleger und Herausgeber. Er war zeitlebens ein „Wanderer“.

Elise von Hohenhausen, geboren am 4. November 1789 in Waldau bei Kassel, gestorben am 2. Dezember 1857 in Frankfurt/Oder. Lebte viele Jahre in Münster und Minden. Von Hohenhausen war auch als Übersetzerin tätig. Sie führte literarische Salons in Berlin und Minden und gilt als Entdeckerin Heinrich Heines.

Johann Heinrich Jung-Stilling, geboren am 12. September 1740 in Grund bei Hilchenbach im Siegerland, gestorben am 22. März 1817 in Karlsruhe. Jung-Stilling war Augenarzt, Staatsrechtler, Wirtschaftswissenschaftler und mystisch-spiritualistischer Schriftsteller. Nach Erscheinen des ersten Bandes seiner als Erzählung angelegten fünfbändigen Autobiographie im Jahr 1777 nannte sich Johann Heinrich Jung Jung-Stilling.

Maria Lenzen, geboren am 18. Dezember 1814 in Dorsten, gestorben am 11. Februar 1882 in Anholt (heute Stadtteil von Isselburg, Kreis Borken). Sie schrieb stark durch ihren katholischen Glauben geprägte „Heimatsdichtung“.

Friedrich-Wilhelm Weber, geboren am 25. Dezember 1813 in Alhausen (heute Stadtteil von Bad Driburg), gestorben 5. April 1894 in Nieheim. Weber war Arzt, Politiker (u.a. dreißig Jahre Mitglied des preußischen Landtags), Schriftsteller und Übersetzer.

Georg Weerth, geboren am 17. Februar 1822 in Detmold, gestorben am 30. Juli 1856 in Havanna/Kuba. Der Kaufmann Weerth wirkte auch als Lyriker, Satiriker und Journalist. Politisch stand er in der Revolution bis 1851 Karl Marx nahe.

Johann Heinrich Jung-Stilling

Henrich Stillings Wanderschaft [Auszug 1]

So wie Henrich Stilling den Berg hinunter ins Thal gieng, und sein Vaterland aus dem Gesicht verlor, so wurde auch sein Herz leichter; er fühlte nun, wie alle Verbindungen und alle Beziehungen, in welchen er bis dahin so ängstlich geseufzet hatte, aufhörten, und deswegen athmete er freye Luft, und war völlig vergnügt.

Das Wetter war unvergleichlich schön; des Mittags trank er in einem Wirtshaus, das einsam am Wege stand, ein Glas Bier, aß ein Butterbrod dazu, und wanderte darauf wieder seine Straße, die ihn durch wüste und öde Oerter, des Abends, nach Sonnen=Untergang, in ein elendes Dörfgen brachte, welches, in einer morastigen Gegend, in einem engen Thal, in den Gesträuchen lag; die Häuser waren elende Hütten, und stunden mehr in der Erden als auf derselben. An diesem Ort war er nicht willens gewesen zu übernachten, sondern zwei Stunden weiter; allein da er sich des Morgens früh irr gegangen hatte, konnte er so weit nicht kommen.

aus: Johann Heinrich Jung-Stilling: Henrich Stillings Wanderschaft. Eine wahrhafte Geschichte, Berlin und Leipzig 1778, S. 3 f.

Johann Heinrich Jung-Stilling

Henrich Stillings Wanderschaft [Auszug 2]

Ich fühl ein sanftes Liebewallen,
 Es säuselt kühlend um ihm her.
Ich fühl des Vaters Wohlgefallen,
 Der reinen Wonne Wiederkehr.
Die Wolken ziehen sanft herüber,
Tief unten braun, licht oben drüber.

Des kühlen Bachs entferntes Rauschen
 Schwimmt wie auf sanften Flügeln her.
Und wie des Frühlings Sängers lauschen,
 So horcht mein Ohr; von ungefähr
Ertönt der Vögel süßes Zirbeln
Und mischt sich in der Bäche Wirbeln.

Jetzt heb ich froh die Augenlieder
 Zu allen hohen Bergen auf,
Und schlag sie wieder freudig nieder,
 Vollführe munter meinen Lauf.
Nun kann ich mit vergnügten Blicken
Den Geist der Qual zur Höllen schicken.

Noch einmahl schau ich kühn zurücke
 Ins Schattenthal der Schwermuth hin,
Und sehe mit gewohntem Blicke
 Den Ort, wo ich gewesen bin,
Ich hör ein wildes Chaos brausen,
Und Unglücks=Winde stürmend sausen.

Gleichwie ein blaß Gespenste wanket,
 In öden Zimmern hin und her,
Wie's da im blöden Nachtschein schwanket,
 Streich lang die Wand und ächzet schwer.
Bemüht sich lang ein Wort zu sagen,
Und jemand seine Noth zu klagen.

So wankt ich auch im Höllenschlunde,
 Im schwärzsten Kummer auf und ab,
Man grub mir jede Marterstunde
 Ein neues grausenvolles Grab.
Tief unten hört ich Drachen grollen,
Hoch droben schwarze Donner rollen.

Ich gieng und schaute hin und wieder,
 Fand Todes=Engel um mich gehn,
Und Blitze zuckten auf mich nieder.
 Ich sah ein Pförtchen offen stehn,
Ich eilte durch, und fand mit Freuden
Das Ende meiner schweren Leiden.

Ich schlupfte hin im stillen Schatten,
Es war noch dämmernd um mich her.
Ich fühlte meinen Fuß ermatten,
Mir wurde jeder Tritt so schwer;
Schon neigt ich mich zum Staub darnieder,
Und schloß die müden Augen=Lieder.

Ich sank – doch wie in Freundes Armen
Ein Todtverwundter niedersinkt,
Wenn ihm das Auge voll Erbarmen
Des Arztes frohe Heilung winkt.
Ich ward erquickt, gestärkt, geheilet,
Und neue Kraft mir mitgetheilet.

Freund Isaac wars, in seiner Halle
Fand ich ein lautres Paradeis;
Da schmeckten wir die Freuden alle,
Da stieg zum Höchsten Dank und Preis,
Wir sangen Ihm geweyhte Lieder,
Er schaute gnädig auf uns nieder.

aus: Johann Heinrich Jung-Stilling: Henrich Stillings Wanderschaft. Eine wahrhafte Geschichte, Berlin und Leipzig 1778, S. 78 – 81

Elise von Hohenhausen

Herbstlied

Der Sommer floh, der Erndte Sichel ruht;
Du siehst den Schmuck der Haine, welken, fallen,
Nicht mehr im Morgenwind die Saaten wallen;
Der Vögel Schwarm zieht nach des Südens Gluth.

Und blutigroth steigt an dem Horizont
Der Tag empor durch dichte Nebelhülle,
Und ob sein Strahl auch freundlich uns besont,
Verschwunden ist des Seegens reiche Fülle.

Die Blumen sinken in den Strom der Zeit,
In starren Tod der Erde blühend Leben,
Und tiefem, ernsten Sinnen hingegeben
Hebt meinen Geist das Bild der Endlichkeit.

Wenn aus der Kindheit heit'rem Blumenland
Die Seele schwimmt auf morgenrothen Wellen,
Und in des Weltall's hohen Lebensquellen
Des Schöpfers Majestät zuerst empfand;

Dann fesselt alles, was die Erde beut,
Nicht ihre Sehnsucht, nein, auf Adlerschwingen
Will sie durch's Meer, durch ferne Welten dringen
Bis in's Gebiet der Unermesslichkeit.

Umsonst! es kühlt im Schoos der Gegenwart
Der reine Geist der Abkunft hehres Feuer,
Und undurchdringlich ist der Sinnen Schleier.
Durch den das Jenseits uns verhüllet ward.

Uns fasst die Wirklichkeit mir rauher Hand,
Mit ihren Freuden bringt sie ihre Sorgen,
Und ach! kein Sehnen wie am Lebensmorgen,
Ein enger Kreis hält fest den Geist gebannt.

Doch wenn die Erde ihren Schmuck verlor,
Er sinnend folgt dem Wechsel der Gestalten,
Erschüttert von des ew'gen Meisters Walten,
Dann hebt er sich vom Erdenstaub empor.

Dann sieht er, flammend durch des Lebens Nacht,
Des Blitzes Strahl aus überird'schen Hallen
Durch seines Kerkers düst're Mauern fallen,
Und fühlt mit Wehmuth seiner Ketten Macht.

Du ew'ges Wesen auf des Weltall's Thron,
Verstrickt, verflochten in das Erdenleben,
Vernimmt die Seele dann mit innerm Beben
Noch deiner Sphären hohen Geister-ton;

Und fühlt, dass nicht ein Raub der Endlichkeit
Das Daseyn fällt wie diese Blumenkränze,
Nein, dass umstrahlt von ewig lichtem Lenze
Sich öffnet einst die Unvergänglichkeit.

aus: Hohenhausen, Elise von: Frühlingsblumen, Münster 1816; zitiert nach: Gruhn, Klaus (Hrsg.): Elise von Hohenhausen Lesebuch, Köln 2019 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 84), S. 19 f. // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Elise von Hohenhausen

Jugendfleiß

Des Schlummers Zaubermacht hat früh entzogen
Der Jüngling sich mit innigem Verlangen.
Verstand und Wissen vielfach zu umfassen,
Kaum daß Aurora strahlt am Himmelsbogen.

Hygeia ist dem Sterblichen gewogen:
Wie Morgenroth erglühen seine Wangen,
Das Auge glüht, und offen, unbefangen
Lacht seine Stirn von Weisheitssinn umflogen.

Frisch auf! Du mußt viel lernen und begreifen,
Soll deine Blüthe bald zu Früchten reifen,
Soll Erd' und Himmel um dich Schätze häufen.

Nur Jugendfleiß kann zu dem Ziel dich führen,
Dir Deine Bahn mit Erndtekränzen zieren,
Und lehren dich: gehorchen und regieren.

aus: Raßmann, Friedrich (Hrsg.): Rheinisch-westfälischer Musenalmanach auf das Jahr 1822, Hamm o.J.; zitiert nach: Gruhn, Klaus (Hrsg.): Elise von Hohenhausen Lesebuch, Köln 2019 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 84), S. 34 // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Annette von Droste-Hülshoff
Im Grase

Süße Ruh', süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Flut, tief, tief trunkne Flut,
Wenn die Wolk' am Azure verraucht,
Wenn aufs müde schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüt' auf ein Grab.

Wenn im Busen die Toten dann,
Jede Leiche sich streckt und regt,
Leise, leise den Odem zieht,
Die geschloss'ne Wimper bewegt,
Tote Lieb', tote Lust, tote Zeit,
All die Schätze, im Schutt verwühlt,
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flücht'ger ihr als der Kuß
Eines Strahls auf den trauernden See,
Als des zieh'nden Vogels Lied,
Das mir niederperlt aus der Höh',
Als des schillernden Käfers Blitz
Wenn den Sonnenpfad er durchweilt,
Als der flücht'ge Druck einer Hand,
Die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur
Dieses eine nur: für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht,
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbig schillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck
Und für jedes Glück meinen Traum.

aus: Kölnische Zeitung, 14. und 24.11.1844; zitiert nach: Grywatsch, Jochen (Hrsg.): Annette von Droste-Hülshoff Lesebuch, Köln 2011 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 23), S. 141 f. // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Land-schaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Annette von Droste-Hülshoff

Unruhe

Laß uns hier ein wenig ruhn am Strande,
Phöbos' Strahlen spielen auf dem Meere.
Siehst du dort der Wimpel weiße Heere,
Reisge Schiffe ziehn zum fernen Lande?

Ach! Wie ists erhebend sich zu freuen
An des Ozeans Unendlichkeit,
Kein Gedanke mehr an Maß und Räume
Ist, ein Ziel, gesteckt für unsre Träume.
Ihn zu wähen dürfen wir nicht scheuen,
Unermeßlich wie die Ewigkeit.

Wer hat ergründet
Des Meeres Grenzen
Wie fern die schäumende Woge es treibt?
Wer seine Tiefe,
Wenn mutlos kehret
Des Senkbleis Schwere,
Im wilden Meere
Des Ankers Rettung vergeblich bleibt.

Möchtest Du nicht mit den wagenden Seglern
Kreisen auf dem unendlichen Plan?
O! Ich möchte wie ein Vogel fliehen,
Mit den hellen Wimpeln möcht ich ziehen,
Weit, o weit, wo noch kein Fußtritt schallte,
Keines Menschen Stimme widerhallte,
Noch kein Schiff durchschnitt die flüchtge Bahn.

Und noch weiter, endlos ewig neu
Mich durch fremde Schöpfungen, voll Lust,
Hinzuschwingen fessellos und frei,
O! das pocht, das glüht in meiner Brust.

Rastlos treibts mich um im engen Leben,
Und zu Boden drücken Raum und Zeit,
Freiheit heißt der Seele banges Streben,
Und im Busen tönts Unendlichkeit!

Stille, stille, mein törichtes Herz,
Willst du denn ewig vergebens dich sehnen?
Mit der Unmöglichkeit hadernde Tränen
Ewig vergießen in fruchtlosem Schmerz?

So manche Lust kann ja die Erde geben,
So liebe Freuden jeder Augenblick,
Dort stille, Herz, dein glühendheiðes Beben,
Es gibt des Holden ja so viel im Leben,

So süße Lust und, ach! so seltnes Glück!

Denn selten nur genießt der Mensch die Freuden,
Die ihn umblühn, sie schwinden ungefühlt,
Sei ruhig, Herz, und lerne dich bescheiden,
Gibt Phöbos' heller Strahl dir keine Freuden,
Der freundlich schimmernd auf der Welle spielt?

Laß uns heim vom feuchten Strande kehren,
Hier zu weilen, Freund, es tut nicht wohl,
Meine Träume drücken schwer mich nieder,
Aus der Ferne klingt's wie Heimatlieder,
Und die alte Unruh kehret wieder.
Laß uns heim vom feuchten Strande kehren,
Wandrer auf den Wogen, fahret wohl!

Fesseln will man uns am eignen Herde!
Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum,
Und das Herz, dies kleine Klümpchen Erde,
Hat doch für die ganze Schöpfung Raum!

(1816)

zitiert nach: Grywatsch, Jochen (Hrsg.): Annette von Droste-Hülshoff Lesebuch, Köln 2011 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 23), S. 9 f. // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Christian Dietrich Grabbe
Don Juan und Faust

Erster Akt

Zweite Szene

*Rom. Zimmer des Doktor Faust auf dem Aventin.
Eine Lampe brennt.*

Faust (*erhebt sich vom Schreibtische*).

[...]

– O Deutschland! Vaterland! Die Träne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher als d u, kein Volk,
Das mächtger, edler als wie d e i n e s ! Stolz
Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen, – kühn
Und jauchzend, stürzt die Donau zu dem Aufgang –
Unzählge deutsche Adern rollen grad
So stolz und kühn als Deutschlands Ströme! – Schau,
Hoch über dem eiszackigen Gebirg
Tirols, erhebt der Adler sich zur Sonne,
Als wäre da sein heimatlicher Horst, –
Die Berge schrumpfen unter seinem Blick
Zu Stäubchen ein, – tief unten aber in
Tirols beengten Tälern, schlägt für Kaiser
Und für Ehre manches Herz weit höher als
Der Adler wagt zu steigen –

Selbst dies Rom,
Wer wars der diesen Käfig brach, in dem
Die Nationen römisch erst, und dann
Papistisch siegen lernten? Ha, hier war es,
Wo Alarichs, des gotischen, wo Karls,
Des fränkischen Landsmanns, wo der Hohenstaufen
Siegtrauschende Paniere flatterten,
Geliebte von der heißen Luft, die einst
Die Könige tötete!

Hier ist es, wo
Sankt Peters Kuppel sich emporgewölbt,
Den Blick der Menschheit ins Endlose auf-
Zufangen, – schmachlich jetzt geborsten vor
Dem Donnerrufe, der aus Wittenberg,
Aus meiner Vaterstadt, aus Luthers Munde,
All meiner Zeitgenossen größten, über
Die Alpen furchtbar herklang!

– Und – doch o doch! –

Auch Luther, du! den W a h n hast du verjagt,
Zermalmt, zernichtet hast du wie der Blitz,
Nur etwas a n d r e s, W a h r h e i t, die besteht,

Beruhigt, hast du nicht gegeben – Offner
Als je tut sich vor dem enttäuschten Auge
Die Tiefe auf – Zertrümmern, mit den Trümmern
Ein Trümmerwerk erbaun, das kann der Mensch,
Das kann er mit den Körben oder Eimern,
Durch die er Stein zum Steine, Tropfen trägt
Zum Tropfen, die er Kunst und Wissenschaft
Benennt!

Aus N i c h t s schafft Gott, wir schaffen aus
R u i n e n ! Erst zu Stücken müssen wir
Uns schlagen, eh wir wissen, was wir sind
Und was wir können! – Schrecklich Los! –

– Doch sei's!

Es fiel auch mir und folg ich meinen Sternen! –
Deutschland! Vaterland! – und nicht einmal
Im Schlachtfeld konnt ich für dich kämpfend fallen –
Du bist Europas Herz – ja ja, z e r r i s s e n,
Wie nur ein H e r z es sein kann!

– – R o m a du!

Dem Vaterland entfloh ich, als es mich
Nicht konnt befriedigen, – Ich floh zu dir,
In mir d i e g a n z e M e n s c h h e i t aufzunehmen,
Und mich in dem Genuß zu sättgen, [...]

Roma, Herrscherin

Der Welt! Weh, dreimal Weh ihm, der gleich mir
Zu dir gekommen, daß du ihn erhebest!
Die Reiche alle sanken hin vor dir zu Staub
– W a r u m ? weiß niemand! [...]

Haben denn die Schlachten,
Hat der Ruin der Völker nur den Zweck
Von Märchen, die erfunden zur Belehrung?
Sind W e l t b e g e b e n h e i t e n weniger
Als W e l t g e s c h i c h t e ? Jammer über uns!
Denn die Geschichte hat die Menschheit nie
Gebessert! – Nur ein Don Juan vermag
Inmitten unter der Zerstörung Lava
An M i l l i o n e n Blumen sich vergnügen,
Und nicht bedenken, daß es v i e l e zwar,
Doch alle auch v e r g ä n g l i c h sind, [...]

aus: Grabbe, Christian Dietrich: Don Juan und Faust. eine Tragödie von Grabbe, Frankfurt/Main 1829 [entstanden 1828/29, Uraufführung 1829]; zitiert nach: Grabbe, Christian Dietrich: Werke. Erster Band, Emsdetten 1960, S. 432 ff.

Zweiter Akt
Zweite Szene

Rattengifts Zimmer

Rattengift *sitzt an einem Tische und will dichten*

Ach, die Gedanken! Reime sind da, aber die Gedanken, die Gedanken! Da sitze ich, trinke Kaffee, kaue Federn, schreibe hin, streiche aus, und kann keinen Gedanken finden, keinen Gedanken! – Ha, wie ergreife ichs nun? – Halt, halt! was geht mir da für eine Idee auf? – Herrlich! göttlich! eben über den Gedanken, daß ich keinen Gedanken finden kann, will ich ein Sonett machen, und wahrhaftig dieser Gedanke über die Gedankenlosigkeit, ist der genialste Gedanke, der mir nur einfallen konnte! Ich mache gleichsam eben darüber, daß ich nicht zu dichten vermag, ein Gedicht! Wie pikant! wie originell!

Er läuft schnell vor den Spiegel

Auf Ehre, ich sehe doch recht genial aus!

Er setzt sich an einen Tisch

Nun will ich anfangen!

*Er schreibt
Sonett.*

Ich saß an meinem Tisch und kaute Federn,

So wie – –

Ja, was in aller Welt sitzt nun so, daß es aussieht wie ich, wenn ich Federn kaue? Wo bekomme ich hier ein schickliches Bild her? Ich will ans Fenster springen und sehen, ob ich draußen nichts Ähnliches erblicke!

Er macht das Fenster auf und sieht ins Freie

Dort sitzt ein Junge und kackt – Ne, so sieht es nicht aus! – Aber drüben auf der Steinbank sitzt ein zahnloser Bettler und beißt auf ein Stück hartes Brot – Nein, das wäre zu trivial, zu gewöhnlich!

Er macht das Fenster wieder zu und geht in der Stube umher

Hm, hm! fällt mir denn nichts ein? Ich will doch einmal alles aufzählen, was kauet. Eine Katze kauet, ein Iltis kauet, ein Löwe – Halt! ein Löwe! – Was kauet ein Löwe? Er kauet entweder ein Schaf, oder einen Ochsen, oder eine Ziege, oder ein Pferd – Halt! ein Pferd! – Was dem Pferde die Mähne ist, das ist einer Feder die Fahne, also sehen sich beide ziemlich ähnlich –

Jauchzend

Triumph, da ist ja das Bild! Kühn, neu, calderonisch!

Ich saß an meinem Tisch und kaute Federn,

So wie *indem er hinzuschreibt*

der Löwe, eh der Morgen grauet,

Am Pferde, seiner schnellen Feder kauet –

Er liest diese zwei Zeilen noch einmal laut über und schmalzt mit der Zunge, als ob sie ihm gut schmeckten

Nein, nein! So eine Metapher gibt es noch gar nicht! Ich erschrecke vor meiner eignen poetischen Kraft!

Behaglich eine Tasse Kaffee schlürfend

Das Pferd eine Löwenfeder! Und nun das Beiwort „schnell“! Wie treffend! Welche Feder möchte auch wohl schneller sein als das Pferd? – Auch die Worte „eh der Morgen grauet!“ wie echt homerisch! Sie passen zwar durchaus nicht hierher, aber sie machen das Bild selbst-

ständig, machen es zu einem Epos im kleinen! – O, ich muß noch einmal vor den Spiegel laufen!

Sich darin betrachtend

Bei Gott, ein höchst geniales Gesicht! Zwar ist die Nase etwas kolossal, doch das gehört dazu! Ex ungue leonem, an der Nase das Genie!

[...]

aus: Grabbe, Christian Dietrich: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Ein Lustspiel in drei Aufzügen, Leipzig 1872 [entstanden 1822, Uraufführung 1907]; zitiert nach: Grabbe, Christian Dietrich: Werke. Erster Band, Emsdetten 1960, S. 239 f.

Ferdinand Freiligrath

O lieb', solang' du lieben kannst!

O lieb', solang' du lieben kannst!
O lieb', solang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und Sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
Solang' ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O tu ihm, was du kannst, zulieb'!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht böse gemeint, –
Der andre aber geht und klagt.

O lieb', solang' du lieben kannst!
O lieb', solang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen, trüb und naß,
– Sie sehn den andern nimmermehr –
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib', daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht böse gemeint!“

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!“

Er tat's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort –
Doch still – er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', solange' du lieben kannst!
O lieb', solange' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

aus: Freiligrath, Ferdinand: Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte, Stuttgart und Tübingen 1849, S. 69 ff.; zitiert nach: Stückemann, Frank (Hrsg.): Ferdinand Freiligrath Lesebuch, Köln 2018 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 80), S. 36 f. // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Ferdinand Freiligrath
Trotz alledem! (variiert)¹

Das war 'ne heiÙe Mrzenzeit,
Trotz Regen, Schnee und alledem!
Nun aber, da es Blüten schneit,
Nun ist es kalt, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem –
Trotz Wien, Berlin und alledem –
Ein schnöder, scharfer Winterwind
Durchfrostelt uns trotz alledem!

Das ist der Wind der Reaktion
Mit Mehltau, Reif und alledem!
Das ist die Bourgeoisie am Thron –
Der annoch steht, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Blutschuld, Trug und alledem –
Er steht noch und er hudelt uns
Wie früher fast, trotz alledem!

Die Waffen, die der Sieg uns gab,
Der Sieg des Rechts trotz alledem,
Die nimmt man sacht uns wieder ab,
Samt Kraut und Lot und alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Parlament und alledem –
Wir werden unsre Büchsen los,
Soldatenwild trotz alledem!

Doch sind wir frisch und wohlgenut
Und zagen nicht trotz alledem!
In tiefer Brust des Zornes Glut,
Die hält uns warm trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Es gilt uns gleich trotz alledem!
Wir schütteln uns: Ein garst'ger Wind,
Doch weiter nichts trotz alledem!

Denn ob der Reichstag sich blamiert
Professorhaft, trotz alledem!
Und ob der Teufel reagiert
Mit Huf und Horn und alledem –
Trotz alledem und alledem,
Trotz Dummheit, List und alledem,
Wir wissen doch: die Menschlichkeit
Behält den Sieg trotz alledem!

So füllt denn nur der Mörser Schlund
Mit Eisen, Blei und alledem:
Wir halten aus auf unserm Grund,
Wir wanken nicht trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Und macht ihr's gar, trotz alledem,
Wie zu Neapel dieser Schuft:
Das hilft erst recht, trotz alledem!

Nur, was zerfällt, vertretet ihr!
Seid Kasten nur, trotz alledem!
Wir sind das Volk, die Menschheit wir,
Sind ewig drum, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem:
So kommt denn an, trotz alledem!
Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht –
Unser die Welt, trotz alledem!

aus: Neue Rheinische Zeitung. Organ der Demokratie. Nr. 6, Köln, 6. Juni 1848; zitiert nach:
Stückemann, Frank (Hrsg.): Ferdinand Freiligrath Lesebuch, Köln 2018 (Nyland Stiftung –
Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 80), S. 84 f. // online zugänglich in der Bibliothek
Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

¹ Unter dem Titel „Trotz alledem!“ hatte Freiligrath bereits 1843 eine Übersetzung des Gedichts „Is There for Honest Poverty“ des schottischen Autors Robert Burns (1759 – 1796) verfasst und 1844 in seinem Buch „Ein Glaubensbekenntniß“ veröffentlicht.

Friedrich Wilhelm Weber

Dreizehnlinden

I. Aus dem Nethegau

Wonnig ist's, in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
Und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchschweifen.

Oben ziehn die weißen Wolken,
Unten gehn die blauen Bäche,
Schön in neuen Kleidern prangen
Waldeshöh' und Wiesenfläche.

Auf die Bleiche bringt das Mädchen,
Was der Winterfleiß gesponnen,
Und dem Hain erzählt die Amsel,
Was im Schnee sie still ersonnen.

Sind es auch die alten Töne,
Die bekannten, längst vertrauten,
Doch die Bleicherinnen lauschen
Gern den süßen, lieben Lauten.

Gern den süßen, lieben Lauten,
Die in Berg und Tal erklingen;
Hirtenbub' und Köhlerknabe
Horchen auf, um mitzusingen;

Mitzusingen frisch und freudig
Nach des Winters langen Schmerzen;
All die halb vergessnen Lieder
Werden wach im Menschenherzen.

Halb vergessne alte Lieder
Werden wach in meiner Seele:
Hätt' ich nur, sie auszusingen,
Wilde Amsel, deine Kehle! –

Was die Linde mir erzählte,
Was der Eichenwipfel rauschte,
Wenn ich abends ihrer Blätter
Heimlichen Gesprächen lauschte;

Was die muntern Bäche schwatzten
Hastig im Bergunterrennen,
Wilde Knaben, die nicht schweigen
Und nicht ruhig sitzen können;

Was die Zwerge mir vertrauten,
Die in fernen Waldrevieren
Still in Spalten und in Klüften
Ihren kleinen Haushalt führen;

Was auf mondbeglänzttem Anger
Ich die Elben lispeln hörte;
Was mich des ergrauten Steines
Moosumgrünte Inschrift lehrte:

Dies und was ich las in staub'gen
Lederbänden und in alten
Halb erloschnen Pergamenten,
Will zum Liede sich gestalten.

Nebelbilder steigen dämmernd
Aus der Vorzeit dunkeln Tagen;
Wispern hör' ich ihre Stimmen,
Freudenlaute, Zürnen, Klagen;

Männer, die vor tausend Sommern
Durch den Nethegau geschritten,
Heidenleute, Christenleute,
Was sie lebten, was sie litten;

Eines Sachsenjünglings Kämpfe
Mit dem Landesfeind, dem Franken,
Und in eigener Brust die schwersten
Mit den eigenen Gedanken;

Einer Jungfrau stilles Weinen,
Einer Greisin finstres Grollen,
Runensang und Racherufe,
Die aus Weibermund erschollen;

Frommer Mönche leises Walten
Im Konvent zu Dreizehnlinden,
Sanft bemüht, durch Lieb' und Lehre
Trotz und Wahn zu überwinden;

Ihre Hymnen, gottesfrohe,
Die bei Tag und Nacht erklangen,
Die den Sieg des Christenkreuzes
Jubelnd in die Berge sangen;

Und darein des Waldes Rauschen
Und dazu der Brandung Stöhnen:
Alles will zu einem Liede
Dumpf und hell zusammentönen.

Sei's, und sei es euch gesungen,
Die ihr wohnt an Ems und Lippe,
Ruhr und Diemel, Neth' und Emmer:
Alle seid ihr edler Sippe;

Alle sprecht ihr eine Sprache,
Frommer Mutter biedre Söhne,
Ob sie rau im Waldgebirge,
Weich in Sand und Heid' ertöne.

Kinder ihr der Sachsengaue,
Nehmt das Beste, was ich habe:
Gern gereicht, ist unverächtlich
Auch des kleinern Mannes Gabe.

Denkt, ich böt' euch Heideblumen,
Eine Handvoll, die ich pflückte,
Als mit herbstlich gelbem Laube
Sich bereits der Osning schmückte.

Rügt es nicht, wenn ich den Helden
In der Heimat Farben male;
Dünkt er manchmal euch ein Träumer,
Nun, er war ja ein Westfale:

Zäh, doch bildsam, herb, doch ehrlich,
Ganz wie ihr und euresgleichen,
Ganz vom Eisen eurer Berge,
Ganz vom Holze eurer Eichen.

Heut noch ist bei euch wie nirgend
Väterbrauch und Art zu finden;
Darum sei es euch gesungen,
Dieses Lied von Dreizehnlinden.

Doch ein Uhu murt dawider:
„Rau sind deines Sanges Töne,
Und der Netheborn, der dunkle,
Deucht mir keine Hippokrene.

Lass das Leiern, lass das Klimpern!
O es schafft dir wenig Holdes;
Bessres Klingen, bestes Klingen
Scheint das Klingen mir des Goldes.

Und die eigne Haut zu pflegen,
Ist vor allem mir das Erste;
Bau im Garten deine Rüben,
Bau im Felde deine Gerste!

Lass die schimmligen Scharteken
Unterm Kessel rasch verrauchen:
Kohlen sind's, die wir bedürfen,
Dämpfe sind's, die wir gebrauchen!

All den Wust papierner Träume,
Grubenschätze, die vermodern,
Dass sie endlich nützlich werden,
Unterm Kessel lass sie lodern!

Nur das Einmaleins soll gelten,
Hebel, Walze, Rad und Hammer;
Alles andre, öder Plunder,
Flackre in der Feuerkammer.

Mag es flackern, mag es flammen,
Dass die Wasser sprühn und zischen
Und der Welt zerrissne Stämme
Hastig durcheinandermischen;

Denn das große Ziel der großen
Zukunft ist die Einerleiheit,
Schrankenloseste Bewegung
Ist die wahre Völkerfreiheit.

Lass das Klimpern, lass das Leiern,
Wer erfreut sich solchen Schalles?
Bessres Klingen, bestes Klingen
Ist das Klingen des Metalles.“ –

Gelber Neidhart, alter Uhu,
Wohl versteh' ich deine Meinung:
Bist du doch der seelenfrohen
Gotterlösten Welt Verneinung!

O du möchtest sie im Mörser
Erst zerstäuben und zerreiben,
Um in Tiegel und Retorte
Dann den Geist ihr auszutreiben!

O du würfst sie in die Arme
Gern dem Moloch unsrer Tage,
Daß sie ganz in Rauch zergehe
Nach Sibyllenwort und Sage!

Alter Uhu, gelber Neidhart,
Mag's dich ärgern und verdrießen:
Dennoch grünt ein reicher Garten,
Wo der Menschheit Rosen sprießen;

Dennoch blüht die weiße Lilie,
Und im Grottenheiligume,
In des Waldes fernstem Tale
Träumt die stille blaue Blume.

Dennoch klingt es aus den Lüften,
Aus des Haines Dämmerungen,
Und die Amsel hat ihr letztes
Lied noch lange nicht gesungen;

Und die Nachtigall im Busen,
Sie wird jubeln, sie wird klagen
Jeden Lenz, solange auf Erden
Rosen glühen und Herzen schlagen.

aus: Weber, Friedrich Wilhelm: Dreizehnlinden, Paderborn 1878; zitiert nach: Weber, Friedrich Wilhelm: Dreizehnlinden, Paderborn 19??, S. 7 ff.

Friedrich Wilhelm Weber
Hirtenfeuer

Ich reite tief im Tale
Einsam durch Rohr und Moor,
Ich suche die rechte Straße,
Die ich im Dunkel verlor.

Da droben hat der Schäfer
Sein Feuer angefacht,
das winkt und wankt im Winde
Und dämmt durch die Nacht.

Das war mein Herz, das brannte
In heil'ger Opferglut,
Das war mit seinen Flammen
Mein jugendlicher Mut.

Das war des Glaubens Fackel,
Die gab so milden Schein,
Das war mein heißes Lieben,
Das glühte so heilig und rein.

Das Feuer ist gesunken,
Der Schäfer hat's nicht bewacht,
Der Herbstwind rauscht und schauert,
Und sternlos ist die Nacht.

Ich reite tief im Tale
Einsam durch Rohr und Moor,
Ich suchte die rechte Straße,
Die ich im Dunkel verlor.

zitiert nach: Bernhardt, Rüdiger (Hrsg.): Friedrich Wilhelm Weber Lesebuch, Köln 2018
(Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 79), S. 12 f. // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Maria Lenzen
Frühlingsnahen

Der erste Lerchenschlag aus klaren Lüften,
Des ersten Veilchens duftig Wunderblühen,
Des ersten Wandervogels muntres Ziehen,
Ein junges Lamm auf zart begrüntem Triften!

Die Silberwolken, die das Blau durchschiffen,
Des Abendhimmels dunkles Purpurglühen,
Die Blitze, die den Wettern schon entsprühen,
Dies reiche Spiel von Tönen, Farben, Düften!

Wohl deutet es auf nahe Zauberstunden,
Die einst mein Herz erfüllt mit süßem Ahnen
Und schmerzlich jetzt mich an Verlorne mahnen.

Doch bluten sanfter meine tiefen Wunden.
Denn was einst Freuden schuf dem jungen Herzen,
Bringt jetzt ihm Trost in hoffnungslosen Schmerzen.

aus: Wiedenhöfer, Joseph (Hrs.): Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Ausgewählte Gedichte. Aus ihrem Handschriftlichen Nachlaß, Dorsten 1908; zitiert nach: Moers, Edelgard (Hrsg.): Maria Lenzen Lesebuch, Köln 2015 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 52), S. 11 // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Maria Lenzen

Gebrochene Fesseln

Wie ein Gefangner lebt ich Jahr um Jahr:
Der Städte Mauern, dumpfer Stuben Wände,
Von deren Enge ich umgeben war,
Ersetzten Hügel mir und Fruchtgelände.

Statt frischer Lüfte atm ich heißen Staub.
Der Straßen hallend Netz hält mich umschlungen.
Wann ist ein Quellenmurmeln, flüsternd Laub,
Ein Lerchenschlag mir wohl ins Ohr gedrungen?

Ermüdet ist der Geist, beengt die Brust.
Soll ich noch atmen, muß das Band ich sprengen,
Das hier mich hält; hinaus! in frischer Lust
Mich an dein Herz, du große Mutter, drängen.

Hinaus, hinaus! in deiner Wälder Schoß,
In Licht und Schatten, Klang und Duft zu baden.
Du machst von all dem schweren Druck mich los,
Mit dem die Welt die Seele mir beladen.

Du, stets dieselbe, dennoch ewig neu,
Nimm mich zum steten, liebenden Begleiter.
Denn du allein, Natur, du bist getreu,
Sei rauh dein Antlitz, sei es sonnenheiter.

aus: Wiedenhöfer, Joseph (Hrs.): Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Ausgewählte Gedichte. Aus ihrem Handschriftlichen Nachlaß, Dorsten 1908; zitiert nach: Moers, Edelgard (Hrsg.): Maria Lenzen Lesebuch, Köln 2015 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 52), S. 81 // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Mathilde Franziska Anneke
Ausias March¹

Erster Gesang [Auszug]

Gen Süden hin ! in's Land der Blumenauen –
Gen Süden hin – in's Land voll Sonnenglanz !
Dort unterm Himmel, dem azurnen, blauen,
Dort bei dem silberlichten Wellentanz
Laßt uns der Erde schönsten Eden schauen ; –
Aus seinen Hainen brecht das Reis zum Kranz,
Reicht dem ihn, – der, wie himmlisch es geschienen,
Euch schilderte – ich kann ihn nicht verdienen !

Wie strahlt der Schmelz ! wie ringt im ew'gen Streite
Des Himmels und der Erde Farbenpracht.
Dann wird der Goldglanz reicher Früchte Beute,
Dann leiht dem Meer die Sonne Strahlenmacht.
Als ob der Himmel eifernd sich bereite
Durchflammt ein Meteor die laue Nacht !
Hoch blüht der Wein auf den besonnten Höhen,
Im Blumenschmucke woll'n sie ewig stehen.

¹ Mossèn Ausiàs March (* um 1397 in Gandia, Provinz Valencia; † 3. März 1459 in Valencia), valencianischer Schriftsteller und Ritter des späten Mittelalters.

aus: [Franziska] von Tabouillot geb. Giesler (Hrsg.): *Damenalmanach*, Wesel 1842, S. 25;
zitiert nach: Stahl, Enno (Hrsg.): *Mathilde Franziska Anneke Lesebuch*, Köln 2015 (Nyland
Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 49), S. 7 // online zugänglich in der
Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Zu nachstehendem Gedicht muss die Bemerkung über einen Vorfall der im Laufe der Zeit in Vergessenheit gerathen zu sein scheint, hier eingeschaltet werden. Als Kossuth¹ von seinem Exil in der Türkei aus die Vereinigten Staaten besuchen wollte, sandten diese dem Freiheitskämpfer die Fregatte „Mississippi“, um ihn über das Weltmeer zu holen. Das Schiff sollte im Hafen von Marseille anlegen. Napoleon jedoch, jeder Volksdemonstration feindlich, liess den Befehl ergehen, die Vereinigte Staaten Fregatte im Hafen von Marseille nicht landen zu lassen, um so mehr nicht, da die Bewohner der Stadt, d.h. der dritte und vierte Stand, ihm eine Empfangsovation zgedacht hatte. Ein Arbeiter liess es sich nicht nehmen den Kämpfer für Freiheit und Menschenrecht an dem Gestade Frankreichs zu begrüßen. Er schwamm eine Meile und weiter durch's Meer hindurch bis an Bord des Schiffes und rief die Worte, die zu dem nachstehenden Gedicht Veranlassung gaben, dem edlen Helden entgegen:
„*Wer will der kann!*“ – – –

II

Im Hafen von Marseille,
Wo zur Reveille
Das wilde Lied, gleichwie des Meeres Brausen,
Sich oft vereinigt mit des Sturmes Sausen
Im Völkerbrand,
Auf Frankreichs blut'gen Pfaden.
Ein Gast
Heut an den blühenden Gestaden,
Reicht er empor die Hand,
Die Niemand hier erfasst?!
Hier, wo des hohen Liedes freier Ton
Ertönt zum Gruss dem hohen Freiheitssohn?
Wer aber will das Gastrecht denn entehren?
Ein *freies Volk* will es dem Freien wehren?
„Ein freies Volk?!“ o welcher Spott und Hohn!
Syrenenglocken läuten diesen Ton,
Syrenen um den Bord in vollen Chören,
Dein glühend Herz im Schlummer zu bethören.
Vorüber nur --- vorüber, leerer Traum!
Noch keine Heimath nicht an diesem Saum!
Noch an den blühenden Gestaden nicht,
Die Liebe hier die Heimathkränze flicht.

So träume, – – – träume! dass aufs Neue füllt,
Die große Seele mit der Heimath Bild,
Wie einst es allerarten blüht empor
Wenn „Deine Lilie am Blüthenschaft,
Entringet sich der jungen Knospe Haft“
Und unser Morgen steigt aus Ostens Thor,
Der *goldenen Freiheit*, licht und rein hervor.

¹ Lajos Kossuth de Kossuth et Udvard (1802-1894) war Rechtsanwalt, Politiker und in den Jahren 1848/49 einer der Anführer der ungarischen Unabhängigkeitserhebung gegen Österreich.

aus: Republik der Arbeiter – Centralblatt der Propaganda für Verbrüderung der Arbeiter, [?]/USA, 29. November 1851; zitiert nach: Stahl, Enno (Hrsg.): Mathilde Franziska Anneke Lesebuch, Köln 2015 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 49), S. 77 f. (dort zitiert nach einem Typoskript [Abschrift] aus dem Nachlass.) // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Georg Weerth
Das Hungerlied¹

Verehrter Herr und König,
Weißt du die schlimme Geschichte?
Am Montag aßen wir wenig,
Und am Dienstag aßen wir nicht.

Und am Mittwoch mussten wir darben,
Und am Donnerstag litten wir Not;
Und ach, am Freitag starben
Wir fast den Hungertod!

Drum lass am Samstag backen
Das Brot fein säuberlich –
Sonst werden wir sonntags packen
Und fressen, o König, dich!

aus: Kaiser, Bruno (Hrsg.): Die Achtundvierziger. Ein Lesebuch für unsere Zeit, Weimar 1952,
S. 331 f.

¹ „Das Hungerlied“ ist das letzte Gedicht aus dem 1844/45 entstandenen elfteiligen Zyklus „Die Not“. Es wurde zu Georg Weerths Lebzeiten nicht publiziert.

4.
Der Kanonengießer

Die Hügel hingen rings voll Thau;
Da hat die Lerche gesungen.
Da hat geboren die arme Frau –
Geboren den armen Jungen.

Und als er sechzehn Jahre alt:
Da wurden die Arme strammer;
Da stand er in der Werkstatt bald
Mit Schurzfell und mit Hammer.

Da rannt' er den Ofen in den Bauch
Mit schweren Eisenstangen,
Daß hell aus Schlacken und aus Rauch,
Metall'ne Bäche sprangen!

Kanonen goß er – manches Stück!
Die brüllten auf allen Meeren,
Die brachten die Franzen in's Ungelück,
Und mußten Indien verheeren.

Die warfen Kugeln, leidlich schwer,
Den Chinesen in die Rippen;
Die jauchzten Britannien's Ruhm einher
Mit eisernen Kehlen und Lippen.

Und immer goß der lust'ge Held
Die blitzenden Geschütze:
Bis ihm das Alter ein Bein gestellt –
Die Fäuste wenig nütze.

Und als sie versagten den Dienst zuletzt:
Da gab es kein Erbarmen;
Da ward er vor die Thür gesetzt,
Wohl unter die Krüppel und Armen

Er ging – die Brust so zornig weh,
Als ob sie der Donner durchgrollte,
Von allen Mörsern, die er je
Hervor aus den Formen rollte.

Doch ruhig sprach er: „Nicht fern ist das,
Vermaledeite Sünder!
Da gießen wir uns zu eig'nem Spaß
Die Vierundzwanzigpfünder.“

aus: Heß, M[oses] (Hrsg.): Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart. Fünftes Heft, Elberfeld 1845, S. 196 f.; zitiert nach: Füllner, Bernd (Hrsg.): Georg Weerth Lesebuch, Köln 2018 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 78), S. 21 f. // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Theodor Althaus

Ein Paradies im Sturm

Wild um das Haus den Schneesturm trieb der Wind
Und riß herauf in den Kamin die Flammen –
Ein Abend, wie sie nur im Norden sind;
Im hohen Saal saß ich mit ihr zusammen.

Sie reichte mir des deutschen Dichters Buch,
der mir so oft das kalte Licht beseelte;
war ich ergriffen von des Sturmes Zug,
daß ich ein stürmisch Lied zum Lesen wählte?

Es sang von dunkler Noth und Erdenlast,
Wie ich so oft sie quälend, lastend fühlte:
Sang von der Seele Kampf – das war mir fast,
als ob der Sturm da draußen um mich wühlte!

Und seine Sprache wurde mir vertraut,
Er trug das Lied und mich auf seinen Schwingen,
Das wilde Lied, in dem ein jeder Laut
Aus Nacht und Sturm sich schien emporzuringen.

Und wie ich las des Sieges Flammenwort
Das endlich aufloht aus den Finsternissen:
Da war's, als würde mir die Seele fort
Im Flammenwehn und Lodern mitgerissen.

Zu ihr aufsah ich. Ihre Wangen bleich,
ihr Auge feucht, von Geist und Liebe glühend –
mein Liebesstern, mein selig Himmelreich,
mein Paradies, in Sturm und Norden blühend!

aus: Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung, Bremen, den 13. Juli 1845 (Artikel anlässlich des 25jährigen Thronjubiläums von Leopold II. im Fürstentum Lippe); zitiert nach: Althaus, Theodor: Zeitbilder von 1840 – 1850. Hrsg. von Renate Hupfeld; Bielefeld 2010 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen Band 40. Reihe Texte Band 16), S. 23

Theodor Althaus

Vom Meere

1. Erster Gruß

O Meeresathem, Wellenklang,
Wohl hebt ihr mir das Herz,
Doch zittert mächtiger empor
Ein niegekannter Schmerz.

Ich möchte fliehn die Welt – und mag
Doch kaum verlassen diesen Strand,
Verlassen mein in Noth und Schmach
Gebeugtes armes Vaterland.

Mir wurde trüb der Augen Licht,
Die Kraft des Lebens matt vom Gram;
Um Heilung komm' ich her zu euch –
Und möchte weinen, daß ich kam.

Dem Freund, den meine Seele liebt,
Könnt ihr nicht trostreich heilend sein;
Weil er sein Vaterland geliebt,
Ist er gefangen, fern allein.

O Fluth, du wiegst mich doch nicht ein,
Du kühlst nicht, Meer, den innren Brand!
Hinüber immer schweift der Blick: –
Mein armes, armes Vaterland!

aus: Althaus, Theodor: Aus dem Gefängniß. Deutsche Erinnerungen und Ideale, Bremen 1850, S. 55; zitiert nach: Althaus, Theodor: Zeitbilder von 1840 – 1850. Hrsg. von Renate Hupfeld; Bielefeld 2010 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen Band 40. Reihe Texte Band 16), S. 145

Peter Hille
Höhenstrolch

Ein großer Lump schreitet durch die Himmel.
Seine gewaltigen Kniee verlieren sich im strahlenden Glanz.
Aus allen Taschen muß es fallen, aus allen zerrissen hängenden Taschen.
Und der lallende Schritt in schreienden Schuhen, stark und fröhlich singt er weiter.
Und alle Gassenjungen der weiten Welt – in grinsend kichernder Freude, – lautlos schlau,
sammeln die goldene Ernte hinter diesem verwehrlosten Schreiten!
Was für ein Lump: der Weltbeglucker.

Erstdruck in: Gesammelte Werke von Peter Hille, herausgegeben von seinen Freunden, Erster Band: Blätter vom fünfzigjährigen Baum, Berlin und Leipzig 1904, S. 120; zitiert nach: Gödden, Walter (Hrsg.): Peter Hille Lesebuch. Gedichte und Aphorismen, Köln 2004 (Nyland Stiftung – Nylands kleine westfälische Bibliothek Band 7/1), S. 81 // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Peter Hille

Die Liebe zu Rade

Die Liebe hat sich auf das Rad geschwungen. Jedes Verkehrsmittel ist ihr recht. Auch der Moderne bemächtigt sie sich, wenn's mit der Romantik nicht mehr recht weiter will. Und bekommt neuen Aufschwung; mindestens gewinnt sie auf diese Weise eine neue Spielart. Sie erhält Zuwachs an Krankheit, Einkehr in die Natur, Leben mit ihr, Freiheit, leichte Annäherung.

Der Reiz der »wahren Weiblichkeit«, der nach mancher Ansicht leidet unter dem männlichen Aussehen und Gebaren, wird durch Kameradschaftlichkeit besser, inniger ersetzt oder je nachdem ins Maskenhafte gesteigert. Freilich könnten ahnungsvolle Gemüter durch die Hosenrolle bedenklich gestimmt werden.

Mythologisch neu belebt das Rad Fluren und Hain neu mit modernen Nymphen, Dryaden – und Faunen.

Vor mir auf leisem Fußpfade ein schlankhinwandelndes Radlerpaar. Ihre Rechte, seine Linke führen die Räder. Dann hält sie auch sein Rad, und er bückt sich über die Wiese, ihr Blumen zu pflücken. Ein wenig Äugen ihrerseits – der leise Pfad verrät kein Näherkommen – dann ein Kuß.

Wieder etwas Gehn.

Näherneigen.

Wieder Kuß!

Es war etwas Leichtes, Gelegentliches, Zierliches, Nippendes in dieser Bachstelzenliebe. Und dann, als ich vorbeikam und vernehmlich werden mußte, dieser weiche, leiserote Mund! Ganz recht, der paßte zu den Küssen, so frei und leicht!

Wozu aber das Bodensuchen, das nachträglich Verlegenwerdenwollen des Verbergens?

Und er? Nun, er guckte starr, als ginge ihn die Sache nichts an. So ganz unnatürlich starr.

Das sah vielleicht noch drolliger aus.

Meine Augen, die müßtet ihr verstecken, wenn's ginge, oder seitwärts richten, die haben's gesehen, nicht eure.

Jaja, paßt nur auf euren Weg!

Besser als bisher.

Sonst weiß jemand: zwei junge Menschen haben sich geküßt. Und es wäre schrecklich.

Deshalb empfiehlt sich für die Lex Heinze, die die Sittlichkeit des deutschen Volkes so wunderbar reguliert, ein Zusatz: das Küssen auf öffentlichen Wegen ist strafbar.

Erstdruck in: Peter Hille. Gesammelte Werke in sechs Bänden, hrsg. von Friedrich Kienecker, Band 4: Kurzprosa und Prosa-Fragmente (II), Essen 1985, S. 157; zitiert nach: Gödden, Walter (Hrsg.): Peter Hille Lesebuch. Prosa und Briefe, Köln 2004 (Nyland Stiftung – Nylands kleine westfälische Bibliothek Band 7/2), S. 72 f. // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Heinrich Hart
Weltpfingsten

Endlos düstre Nacht
Schied Himmel und Erde,
Und die Wälder verdorrten,
Die Wasser lagen still,
Leuchtend nur drohte
Des Todes spähende Fackel.
Und müden Fußes
Zogen Menschen
Von Stadt zu Stadt,
Und suchten nach Licht –
Vergebens.
Vergebens hob jüngst
Ein letzter Zecher
Sein Glas,
Es sprang und zerschellte,
Und weinend presste
An seinen Busen sich
Die zitternde Buhle.
Aber Heil, Heil,
Der Himmel ist gnädig –
Von Morgen erhebt sich
Die kühle Windsbraut,
Die Wolken bersten,
Die Regen rauschen,
Und grauer Dämmer umspinnt
Die harrende Erde;
Vor den Thoren sammelt
Das Volk sich betend,
Und tausend Augen
Schauen sehrend und grüßend
Zum Himmel empor.
Der Himmel ist Liebe –
Schon blitzt es und glüht's,
Als ob die Wölkchen,
Mit Sternen besä't,
Die Gewänder anlegten
Zur heiligen Feier.
Und nun kommt alle,
Ihr Armen und Kleinen,
Ihr Stolzen und Reichen,
Kommt alle, alle –
Die Nacht ist dahin,
Und über Thal und Gebirg
Strömt golden der Morgen.
Und sein Frühlingsodem
Bewegt die Wasser,
Die Wälder knospen
Und jauchzen der Liebe,

Doch seliger jauchzen

Der Liebe die Menschen –
In allen Seelen
Entzündet der Morgen
Die ewige Flamme –
Die leuchtet und glänzt
Alle Schatten hinab,
Neid und Lüge.
In tausend Zungen
Reden die Seligen,
Und Herz an Herzen
Ruft's einer dem andern –
Bruder, Geliebter...

aus: Hart, Heinrich: Weltpfingsten. Gedichte eines Idealisten, Bremen-Norden 1879; zitiert nach: Cepl-Kaufmann, Gertrude (Hrsg.): Heinrich und Julius Hart Lesebuch, Köln 2005 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 10), S. 101 f. // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Heinrich Hart

An das 20. Jahrhundert

Wirf die Tore auf, Jahrhundert,
Komm herab begrüßt, bewundert,
Sonnenleuchtend, morgenklar.
Keine Krone trägst du golden,
Doch ein Kranz von duftigholden
Frühlingsrosen schmückt dein Haar.

Ganz verwundet, ganz zerschlagen,
Herz und Mund verdorrt von Klagen,
Ziehn wir müd im Staub einher.
Unser Aug' erlischt in Tränen,
Unsre Seele siecht vor Sehnen,
Unser Haupt glüht fieberschwer.

Ach welch Hoffen, ach welch Sinnen,
Welch ein Jubel, welch ein Minnen
Riß uns flammend einst empor.
Die Natur zu unsern Füßen –
Wollten wir das Licht begrüßen,
Wo es strahlend quillt hervor.

Auf des Dampfes Sturmesflügeln
Träumten wir die Welt zu zügeln,
Allem Erdenstaub entrückt.
Alle Sorge sollte schwinden,
Liebe sich zu Liebe finden,
Alle Kluft war überbrückt.

Traum, wie bald bist du vergangen,
Lauter Schrecknis, lauter Bangen
Hat in Nebel uns gehüllt.
Unser Blut tropft aus den Poren,
Unser Mark ist eiserfrozen,
Wie vom Tod sind wir erfüllt.

Ob wir an des Nordmeers Strande
Ziehn, ob tief im Wüstensande, –
Unsren Weg umheult der Streit.
Fried' und Freude schleicht verlassen,
Und die Not stürmt durch die Gassen,
Wild umschwärmt von Haß und Neid.

Wie zwei Bettler, frech verhöhnet, –
Die wir einst so stolz gekrönet –
Irren Freiheit hin und Recht.
„Heil den Ketten, die uns binden,
Die uns ziehn und niederwinden,
Goldne Ketten!“ jauchzt der Knecht.

Doch dem Aar gleich, der geblendet
Sterbend sich zur Sonne wendet,
Harren wir in Brünsten dein.
Wirf die Tore auf, Jahrhundert,
Komm herab, begrüßt, bewundert,
Zeuch mit Morgensturmwind ein.

Wo du gehst, da bricht in Flammen
Tausendjähriger Grund zusammen,
Drauf die Knechtschaft wuchernd stand.
Und der Hoffart morsche Götter
Treiben hin wie Spreu im Wetter,
Auf vom Schlafe fährt das Land.

Wo du gehst, da öffnen alle
Tiefen sich mit heißem Schwallen
Und des Abgrunds Nacht wird Tag.
Glühend braust's in tausend Seelen,
Erd' und Himmel zu vermählen,
Dringt der Geist zum Sternenhag.

Wo du gehst, quillt Lust und Segen,
Jedem Herzen rauscht's entgegen
Wie des Lenzwinds tauig Warm.
Und der Winter geht zu Ende,
Liebend reichen sich die Hände
Stark und Krank und Reich und Arm.

Und von Ost gen Westen fahren
Boten aller Völkerscharen –
Unsrer Fehde sei's genug.
Kommt, den Gruß uns zu erwidern,
Laßt uns Brüder sein mit Brüdern,
Fahr' zur Hölle Macht und Lug.

Schlagt die Cymbeln, spielt die Geigen,
Süße Mädchen schlingt den Reigen,
Kränzt mit Grün den Maienbaum.
Auf, ihr Männer, Opfergluten
Laßt von allen Bergen fluten,
Auf, vorbei ist Nacht und Traum.

Wie ein Tempel sei die Erde,
Daß der Mensch zum Gotte werde
Todesmächtig, licht und hehr.
Daß nicht Wasser und nicht Lüfte,
Nicht der Zwietracht düstre Klüfte
Trennen unsre Herzen mehr.

Unser Blut treibt neue Säfte,
Unser Mark trinkt neue Kräfte,
Unsre Adern klopfen weit.

Miteinander so zu bauen,
Einig, einig voll Vertrauen,
Heil dem Tag, der so befreit.

Wirf die Tore auf, Jahrhundert,
Komm herab, begrüßt, bewundert,
Sonnenleuchtend, morgenklar,
Keine Krone trägst du golden,
Doch ein Kranz von duftigholden
Frühlingsrosen schmückt dein Haar.

aus: Hart, Heinrich: Gesammelte Werke Band 1. Gedichte; hrsg. von Julius Hart et al., Berlin 1907, S. 1 – 4; zitiert nach: Cepl-Kaufmann, Gertrude (Hrsg.): Heinrich und Julius Hart Lesebuch, Köln 2005 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 10), S. 128 – 131 // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Julius Hart

Ein neuer Frühling geht durch alle Lande,
durch unsre Seelen flutet junge Kraft,
du steig empor, des Geistes Priesterschaft,
geschmückt mit neuem Feiertagsgewande!
Wer solches Kleid trägt, den kann's nimmer dürsten
nach Trug und Glanz und lügnerischem Schein,
kostbar dünkt es uns als eines Fürsten
purpurner Mantel, blitzend von Gold und Stein...
Hinschreiten wir, erhabener Zukunft näher,
auf Bergeshöhen, von Morgenluft umhüllt,
der Menschheit vorgesandte Seher, –
und da wir's schauen, ist's auch schon erfüllt.

aus: Hart, Julius: Triumph des Lebens, Florenz, Leipzig 1898, S. 57; zitiert nach: Cepl-Kaufmann, Gertrude (Hrsg.): Heinrich und Julius Hart Lesebuch, Köln 2005 (Nyland Stiftung – Nylands kleine westfälische Bibliothek Band 10), S. 103 // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Julius Hart

Champagnertropfen

Frühlingsnächtige Stunden,...
Mächtig schwillt die Luft,
Rings quillt aus kühlem Garten
Der Erde süßer Duft.

In aufgebrochenen Schollen
Gestaltet sich's bunt und reich,
Durchs offene Fenster rankt sich
Keimendes Rebengezweig.

Über die Borde drängt sich
Das Wasser jach enteist,
Und aus dem Walde quillt es
Wie Maienglockengeist.

Schwarz über uns flattern die Wolken
Wie Banner in heißer Schlacht,
Und jagen gleich wunden Reitern
Durch die wallende dunkle Nacht.

Die Lüfte brausen und mächtig
Fahren sie hintendrein,
So stürmen siegjubelnde Reiter
In fluchtzerissene Reih'n.

Frühlingsnächtiges Drängen!
Küsse mich, Sturmesmund...
Küsse die lodernde Stirne
Und küsse mich gesund!

Sieh, zitternd stürzt der Champagner
Mir in das blanke Glas...
Dir bring ich mit jubelndem Munde
Das sprühende blitzende Naß.

Nicht in der staubigen Flasche
Vermodern mag solch ein Wein,...
In die Adern des Frühlings verlodern,
In die Stürme will er hinein.

Leuchtend in den Lüften
Zersprüht die gold'ne Flut...
Nun mische dich, Sonnenfeuer,
Mit des Frühlings Rosenblut.

Sei köstlicher Samen dem Boden,
Daß, wo ein Tropfen fließt,
Bald duftend und flammenlockig

Eine Rose leuchtend entsprießt...

Ein üppiger Blütenschleier
Hinflute über das Land,
Wie ein vom Lenz gewobnes
Strahlendes Gewand.

Und wenn sich zwei begegnen
In solchem Blumenhain,
Dann ziehe klingend die Liebe
In ihre Seelen hinein.

aus: Hart, Julius: Homo sum! Ein neues Gedichtbuch, Großenhain/Leipzig 1890, S. 13 f.; zitiert nach: Cepl-Kaufmann, Gertrude (Hrsg.): Heinrich und Julius Hart Lesebuch, Köln 2005 (Nyland Stiftung – Nylands kleine westfälische Bibliothek Band 10), S. 105 f. // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Jenny Aloni

Nach der Ankunft in Israel

Das ist der Wind nicht mehr, der mich umstrichen,
nicht mehr der Sturm, der mich zu trösten wußte,
das ist nur noch ein Zerrbild, grau verblichen,
der Kern nicht mehr, nur noch die hohle Kruste.

Da sind die Nebel, die aus Höhlen fließen,
gleich stumpfen Mauern wachsen sie empor,
und Wasser müssen sein im Ungewissen,
in Tälern, drin der Regen sich verlor.

Ich weiß es nicht, woher die Steine stammen,
die sich zu kahlen Hügelketten ballen.
Und wenn der Sonne erste Lichterflammen,
den Tag beginnend, auf die Erde fallen,

dann spür ich erst, wie fremd ich ihnen bin,
und westwärts schickt, obgleich er es nicht sollte,
ein Mensch den ruhelosen wunden Sinn.
Und nah ist fern und fern, was nah sein sollte.

Jerusalem 26.12.1939

zitiert nach: Steinecke, Hartmut (Hrsg.): Jenny Aloni Lesebuch, Köln 2012 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 35), S. 52 // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de

Jenny Aloni
Stadt der Kindheit

Bist du es noch, du Stadt der hundert Türme,
um deren Giebel ich die Träume wirkte,
in deren Gassen noch die Scherben glühen,
die spielend einst ein Mädchen dort verlor?
In deren Bach mit seinen Marmorquellen
Blatt für Blatt aus ihren Sinnen fiel,
und eine Welle schwemmte sie von dannen,
trug sie zum Fluß, zum Strom, vielleicht zum Meer.
Aus winterlichen Feldern steigt es auf.
Der Nebel wallt empor und füllt den Raum.
Versunken ist das Bild der langen Jahre,
Was immer du mir warst, du bist es nicht mehr.

Paderborn, 16.4.55

zitiert nach: Steinecke, Hartmut (Hrsg.): Jenny Aloni Lesebuch, 2012 (Nyland Stiftung – Nylands Kleine Westfälische Bibliothek Band 35) Köln, S. 144 // online zugänglich in der Bibliothek Westfalica des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe: www.bibliothek-westfalica.de